



Quartalsbericht Nr. 3 - Kim B. Meyer



Post aus Nicaragua



Migration

Es gibt kaum ein "Phänomen", bzw. besser gesagt eher kaum eine "gefühlte Notwendigkeit", mit der ich mich in persönlichen Schicksalen in Nicaragua öfter konfrontiert sehe als das der Migration. Angefangen in meiner Gastfamilie und ausnahmslos jeder anderen Gastfamilie meiner Mitfreiwilligen in Condega, über meine Arbeitskollegen, bis hin zu meinem Freundeskreis.

Jeder hat irgendeinen Verwandten, der in den USA, Costa Rica oder Spanien wohnt und dort arbeitet, meist um Geld zu senden. Die sechs Kinder meiner Gastoma wohnen beispielsweise ausnahmslos in den Staaten und die Mehrheit von ihnen ist schon vor über 10 Jahren emigriert und sorgt von dort aus umfassend dafür, dass es ihrer Mutter hier in Nicaragua an nichts fehlt. Auch die Mutter meiner jetzt 27-jährigen Gastschwester wohnt schon so lange dort, dass ihre Erziehung und die ihrer Schwester immer Rolle ihrer Großmutter war.

Madiel, meine Gastschwester, besucht ihre Verwandten in den USA regelmäßig. Ein Privileg, den die wenigsten der Zurückgebliebenen haben. Einige der Ausgewanderten habe auch ich in meinem Jahr schon kennenlernen dürfen, da sie Zeit in ihrer alten Heimat verbrachten. Sie haben sich im fremden Land ein sicheres Familienleben aufgebaut und sind zu ihrem Glück sogar alle Staatsbürger, es ist nur eine Frage der Zeit bis Madiel und ihre Schwester (samt ihrer Kinder) auch ihre Aufenthaltserlaubnis erhalten und ebenfalls in die Staaten ziehen werden.

Aber warum entschließen sich so viele nicaraguanische Staatsbürger das Land zu verlassen und ihr Glück in einem anderen zu versuchen?

Der Gedanke durch das Arbeiten im Ausland die eigene Familie zu unterstützen und die ökonomischen Verhältnisse zu verbessern ist so verbreitet, wie nobel, wie zwiespältig. Die Anzahl alleinerziehender Mütter und Kinder, die bei ihren Großeltern oder Onkeln und Tanten aufwachsen überstieg jede meiner Erwartungen. Die Mehrzahl der Arbeitsmigranten plant zwar eine Zeit lang besonders hart zu arbeiten und dann nach einem gewissen Zeitraum zurückzukommen, um die Früchte der Anstrengung mit ihrer Familie zu genießen, doch die Realität gestaltet sich oft anders und viele kehren nie zurück. Das mag daran liegen, dass der Lebensstandard im Ausland oft höher ist, aber auch daran, dass eine nicht zu unterschätzende Zahl sich dort nach geraumer Zeit eine Zweitfamilie zulegt. Manch zurückgebliebener Ehepartner bekommt davon erst über Facebook oder durch die Geschichten eines gesprächigen Nachbarn etwas mit, denn die effiziente Verbreitung von Gerüchten ist gerade in unserer Kleinstadt auch über mehrere Landesgrenzen hinweg eine Paradedisziplin.

Die Wege ins Ausland sind vielfältig und holprig, nicht nur in ihrer Legalität. Die Tatsache, dass die Mehrheit der Nicaraguaner auf illegale Art und Weise in die USA gelangt oder wenigstens unter der Hand arbeitet, probiert hier niemand geheim zu halten. Der geläufige Ausdruck für illegal in die USA einwandern ist „irse mojado“ - also „nass“ dort hingelangen, da dies wohl in der Vergangenheit oft durch Überquerung eines Flusses geschah. Heute geht das meist trocken vor sich, aber teilweise doch nicht weniger gefährlich.

Einer meiner Arbeitskollegen, der mich besonders in der Anfangszeit eingewiesen und unterstützt hat, mit dem ich meine ersten Erfahrungen auf dem Land und in den Comunidades gesammelt habe, ist im März nach Panama ausgewandert. Ein Abschied, der mich selbst berührt hat, denn auch wenn er erst einmal nur für ein Jahr dort leben und arbeiten möchte, bedeutet das für mich, dass ich ihn wahrscheinlich nicht wieder sehen werde. Auf der Abschiedsfeier auf der Arbeit flossen viele Tränen, besonders seine eigenen. Hier bleibt sein kleiner 2-jähriger Sohn, für den er sprichwörtlich alles tut und dessen Mutter. Doch da sein Projekt bei Octupan ausläuft und die Jobsuche für ihn als Agronom nicht viele Früchte getragen hat, wählt er freiwillig den Weg hinunter zum Panamakanal. Dort verdient er nun als Arbeiter auf einer Baustelle wesentlich mehr als in Nicaragua bei der Ausübung seiner eigentlichen Karriere. Es ist aber, vielleicht anders als in vielen Fällen der Arbeitsmigration, nicht nur die ökonomische Notwendigkeit, die ihn treibt, sondern auch der Wunsch sich von seinem Leben in Nicaragua zu entfernen. Trotz des offensichtlichen Schmerzes den die Trennung von der eigenen Familie verursacht, des unsicheren Erfolgs und den unumgänglichen Schwierigkeiten, die die Gewöhnung an eine neue Kultur, womöglich sogar neue Sprache mit sich trägt, scheint es mir manchmal so, als ob Migration die leichtfertig gegebene Antwort auf Zukunftsängste ist. Eine andere Kollegin, die nun ebenfalls in Panama ist, erklärte mir, sie gehe auch, damit ihre jugendliche Tochter merke, was sie an ihr habe und weil sie eine Auszeit aus der Ehe brauche, die sie seit mehr als 15 Jahren führe. Ein Weg, der von schon so vielen vor dir gegangen wurde, scheint dann gar nicht mehr so extrem.

Das Ausland spiegelt hier für viele all das wider, was ideal scheint. Wenn ich in meinem letzten Bericht zynisch bemerkte, wie viele Kinder in meiner Straße mit Tablet-PCs auf dem Bordstein hocken, ist dies eine direkte Konsequenz aus der Tatsache, dass viele Eltern probieren die Beziehung zu ihren Kindern durch das Schicken von materiellen Geschenken aufrecht zu erhalten. Wer keine Verwandten im Ausland hat, kann sich solche Luxusgüter nur selten leisten. Die Absurdität dieser Idealisierung des Auslands zeigt sich z.B. im Bezug auf Spanien, ein beliebtes Auswanderungsziel von Nicaraguanern, das sich aber selbst gerade in einer wirtschaftlichen Krisensituation befindet. Tausende von jungen Spaniern wandern schließlich selbst aus, um eine angemessene Arbeit zu finden und landen nicht selten bei uns in Deutschland – oder wie einige meiner Freunde hier erst einmal kurzfristig bei einem Freiwilligendienst in Nicaragua.

Ein anderer Effekt, den die ständige Konfrontation mit der Thematik der Migration auf mich hat, wird sich glaub ich erst in Deutschland zeigen: ich habe das Gefühl noch viel sensibler für die Problematiken von Migranten in Deutschland geworden zu sein. Es ist wirklich eine interessante Erfahrung in einem Auswandererland zu leben und diese vollkommen andere Seite des Geschehens mitzuerleben, die Ängste und Gründe der einzelnen Personen kennenzulernen und aus Sicht der zurückgebliebenen Familien die Realität der in der ferne lebenden Mütter, Väter und Kinder erklärt zu bekommen. Daraus bewegt sich bei mir auch der Wille, es Betroffenen in Deutschland einfacher machen zu wollen und vielleicht mit noch mehr Offenheit als im Vorhinein an sie heranzugehen.

Die Landwoche - „Semana en el Campo“

Die Woche vom 9. bis 13. Juni verbrachte ein Großteil unserer Freiwilligengruppe außerhalb ihrer alltäglichen Gastfamilie und Arbeitsstelle in verschiedenen Comunidades auf dem Land. Auch ich beschloss an der Aktion teilzunehmen, trotz meiner ständigen Besuche in den Dörfern mit der Arbeit nicht ohne Nervosität. Am Wochenende davor erfuhren wir, wohin es uns verschlägt: ich fuhr nach Santa Emilia im Municipio Somoto.



Foto 1: das Haus von Familie Rodriguez



Foto 2: Dusche, Spüle und Waschbrett

Montags nahmen wir dann

zu fünft den Bus nach Somoto und von dort aus ging es in einem zum Bus umgebauten LKW hoch in die Berge um die, noch weiter im Norden gelegene, Stadt Somoto herum. Die Fahrt dauerte circa 2 Stunden und danach erwartete mich an der Endstation in „Las Hermanias“ Zulema, meine Gastmutter für diese Woche, mit einem ausgeliehenen Pferd, damit wir die restliche Stunde bis zu ihrem Zuhause nicht zu Fuß gehen mussten.



Foto 3: Aryana, meine "Nichte", grüßt aus dem Fenster!

Insgesamt habe ich eine unglaublich schöne Woche mit netten Menschen verbracht. Von der Straße aus noch circa 20 Minuten auf einem schmalen Pfad hinunter in ein Tal steht das Haus von Zulema und ihrem Mann Pedro, sowie gleich nebenan das ihrer Schwiegereltern. Mit ihnen zusammen wohnen ihre 3 Kinder, die 12-jährige Amelya, die 16-jährige Yolani und der 22-jährige Erick, sowie dessen 19-jährige Freundin Arely und ihre gemeinsame 2-jährige Tochter Aryana. Pedro war zum Zeitpunkt meiner Ankunft gerade vor zwei Wochen nach Costa Rica gereist, um dort als Maurer zu arbeiten, da sich die Familie, besonders aufgrund der bisher immer noch ausgebliebenen Regenfälle, sonst bald in einer ökonomisch schwierigen Situation befinden würde. Dass es schon im April hätte anfangen sollen zu regnen hört man hier regelmäßig. Für die Menschen in der Stadt manifestiert sich das vor allem in steigenden Preisen für Grundnahrungsmittel wie Bohnen, doch die Menschen, die direkt von ihrer eigenen Landwirtschaft leben sitzen schon lange wortwörtlich auf dem Trockenen. Deshalb hatte ich auch nicht die Gelegenheit bei dieser Form landwirtschaftlicher Arbeit mitzuhelfen – trotzdem verging die Woche wirklich schnell. Montags kam ich an und wurde erst einmal allen vorgestellt, anfängliche Schüchternheit verflieg schnell und ich fühlte mich sofort wohl in dem gesprächigen Haushalt. Die kleine Enkelin beschloss schon am zweiten Tag mich auf „Tía Kim“ (also Tante) oder schlicht „Tía“ umzutaufen und führte mich immer wieder herum. Stets wollte sie mir Hühner verkaufen oder mich mit imaginären Fröschen erschrecken und Tortillas füttern oder zeigte mir wie sie

tanzen, waschen und Hunde verscheuchen konnte. Mit so einer aktiven Eisbrecherin fiel der Anfang sowieso viel leichter. Die jüngere Tochter wollte auch sogleich die Gelegenheit nutzen um ein bisschen Musik auszutauschen, die sie auf ihrem Handy dabei hatte – solange der Akku hielt, denn um den aufzuladen musste man zu einem circa eine dreiviertel Stunde entfernten Haus laufen, um deren Steckdosen zu nutzen. Zwei Glühbirnen gab es in unserem Haus zwar, da die Stadt fast jedem Haushalt in der Comunidad vor ein paar Jahren eine Solarzelle geschenkt hatte, doch hält die Batterie dieser halt auch nicht ewig und für die in Stand Haltung steht ihnen gerade kein Geld zur Verfügung.



Foto 4: Meine Kurzzeit-Gastschwestern Yolani, Amelya, Arely und ich

Am nächsten Tag ging es gleich ganz klassisch und gegen halb 6 Uhr morgens los: Tortillas ...klopfen? So könnte man den Vorgang jedenfalls beschreiben, an dem ich mich schon auf der Arbeit ein oder zwei Mal probiert habe: der für den Laien recht mühsame Prozess des Mais Mahlens, um ihn dann, mit einer von den meisten Damen schon im Jugendalter perfektionierten Klopfmethode zu kleinen Pfannkuchen zu verarbeiten, die über dem Feuerherd dann geröstet und angerieben werden, bis dieser sich auf die charakteristische Art und Weise in zwei kleine Schichten teilen, die einen Hohlraum umschließen. Meine Exemplare waren zwar nicht unbedingt die ästhetischsten Kreationen, aber ohne weiteres genießbar. Danach suchten wir gemeinsam eines der eigenen Hühner aus, dem dann kurzer Prozess gemacht wurde. Ich half beim Federn rupfen und ausnehmen und danach wurde mir ausführlich erklärt was alles gegessen wird und wer in der Familie

welchen Hühnerteil bevorzugt. Im Verlauf des Tages machte ich mich mit 2 der Mädels und der kleinen Enkelin auch noch auf die Suche nach Flusskrebse fürs Abendessen, sicherlich nicht was ich erwartet habe in Sachen Nahrungsangebot. Wir fanden auch einige, leider entdeckten wir ein paar hundert Meter flussaufwärts aber auch Aasgeier, die sich im steinigen Gewässer erfrischten und entschlossen uns deshalb gegen den Verzehr der kleinen Krustentiere.

Abends zeigten mir die Mädels ihre Tanzkünste - Bachata, Merengue, Reggaeton, die honduranische Punta, Kumbia etc. - und ich konnte sogar einigermaßen mithalten, 9 vorangegangenen Nicaraguamonaten sei Dank. Die Frage nach traditionelleren deutschen Tänzen musste ich aber mit einem Schulterzucken beantworten – man bezeichne mich als Kulturbanause, aber mein größter Beitrag dazu wäre „auf einer Bierbank schunkeln“ gewesen

Mittwochmorgen verbrachte ich alleine mit Arely und redete lange über ihre Meinung zu Gott und der Welt – die neunzehnjährige wohnt erst seit circa 2 Jahren in Nicaragua, denn sie kommt, genau wie Zulema, ursprünglich aus Honduras.

Als ich das herausfand erklärte es definitiv die beträchtliche Anzahl neuer Begriffe, die ich mir in den Familienunterhaltungen nachfragen musste – Honduras-Slang. Die Grenze ist zu Fuß gerade mal 45 Minuten von Zulemas Haus entfernt und trotz immer wieder aus dem Nichts erscheinenden Militärpatrouillen ohne Kontrollstress überquerbar. So lernte Arely den jungen Erick einfach beim Besuchen der nicaraguanischen Dörfer kennen, während Zulema und Pedro sich in der Zeit der Revolution trafen, als seine Familie aus Angst vor der Bürgerkriegsgewalt kurzerhand nach Honduras floh und dort im Nachbarhaus von Zulemas Familie wohnte. So führte ich interessante Gespräche über die Unterschiede bzw. Ähnlichkeiten des Lebens in Nicaragua und Honduras. Nicaraguaner, die ihre Heimat selbst jedenfalls mit dem Titel „sicherstes Land Zentralamerikas“ schmücken, teilen nämlich sonst meist nur Horrorgeschichten über ihren nordischen Nachbarn – Straßengangs, Auftragsmorde, Korruption und „da kann man nicht mal seine Verwandten ein paar Blocks weiter besuchen ohne umgebracht zu werden“. Teils stimmten die Wahlnicaraguanerinnen zu, die Sicherheitsverhältnisse seien wirklich nicht die besten, Polizeiarbeit eine Farce, doch andererseits bestätigten sie mir auch, was ich immer dachte: in ländlichen Gebieten sieht das Leben eigentlich genauso aus wie in Nicaragua. Jedoch seien die beiden mit ihrem Leben in Nicaragua wesentlich zufriedener, da die Regierung hier kein Schulgeld fordere und insgesamt im Vergleich viel mehr Hilfsleistungen für die Menschen in den ärmeren Landregionen erbracht würden. Ich mag jetzt hier nicht ausschweifend werden, aber ihre Aussagen haben mich nochmal sehr viel über meine Position gegenüber der nicaraguanischen Regierung reflektieren lassen. Dass die meisten Freiwilligen und Nicht-Regierungs-Organisationen, für die diese arbeiten, nicht gerade Fans des aktuellen Präsidenten sind, ist kein Geheimnis. Dass der Großteil der Bevölkerung dies aber anders sieht, ist es ebenfalls nicht. Wir Freiwilligen werden bald wahrscheinlich einen Workshop mit einem FSLN-Mitglied haben, der uns Einblicke in die jetzige politische Lage geben will und Aussichten für die Zukunft. Ich denke, dass das sehr interessant wird.

Viel Zeit verbrachte ich auch einfach mit den Mädels auf dem Bett liegend und mich über alles Mögliche unterhaltend, sie hatten Spaß daran einzelne deutsche Wörter zu lernen und mich „Wie schön, dass du geboren bist“ singen zu lassen (weil mein

Repertoire an einfachen deutschen Liedern auch peinlich begrenzt ist). Vor der Woche hatten wir eine kleine Vorbereitung gemacht, uns Fragen aufgeschrieben, über die wir nachdenken wollten und Themen, die wir vielleicht gerne anstoßen würden – aber zu meiner Belustigung und Verwunderung sprach meine Familie ganz von selbst oft solche Dinge an. Religion, die Vor- und Nachteile des Lebens auf der Stadt, die Wichtigkeit von Bildung, ihr Verhältnis zu dem Wort „Armut“, die Erziehung der kleinen Aryana – all dies haben sie locker mit mir besprochen und ich bin unglaublich froh so viele gelassene Unterhaltungen geführt haben zu dürfen.



Foto 5: Amelya mit unserem fleißigen Esel

Am Donnerstag bin ich mit Erick und Aryana auf dem Esel losgezogen, um Milch von einem Kuhbesitzer weiter unten im Tal zu holen. Dort durfte ich dann selber mal probieren zu melken, was auch mehr oder minder gut funktioniert hat. Auf dem Rückweg bekletterten wir dann noch ein paar Mangobäume und ich half Erick einen der Schläuche zu reparieren, die quer durchs Tal verlaufen und die einzelnen Häuser mit Wasser versorgen. Zuhause war dann schon großes Durcheinander, Zulema hatte beschlossen, dass es heute ein guter Tag zum „Rosquillas“ backen sei, die typischen nicaraguanischen maishaltigen Kaffeekekse. Also half ich beim Teig vorbereiten und Kekse formen, was sich wirklich wenig vom Plätzchenbacken in Deutschland unterscheidet bis man den traditionellen Steinofen gesehen hat. Nachmittags machten die Mädels, Erick und ich noch einen Ausflug zu einer, ca. eine halbe Stunde entfernten, Ansammlung von Häusern, wo ich kurz in einen

evangeliken Gottesdienst hineinschauen konnte und dann mit den Mädchen am Rand des Fußballfelds saß, auf dem ein paar Dorfjungs enthusiastisch Ball spielten. Schließlich war auch schon der letzte Abend gekommen, wobei sich der Schwiegervater von Zulema und ein Freund bei uns im Haus eingefunden hatten, um gemeinsam Geige und Gitarre zu spielen und zu singen. So gingen 4 wirklich schöne Tage vorbei und ich machte mich am nächsten Morgen ein wenig traurig mit Zulema wieder auf zum Bus, hätte gerne noch mehr Zeit mit ihrer Familie verbracht und würde sie gerne bald wieder besuchen – falls mir in den letzten 2 Monaten dazu noch Zeit bleibt.

Ich denke die Landwoche hat mir definitiv geholfen gerade die Zielgruppe meiner Organisation noch einmal besser zu verstehen, denn trotz ständiger Kurzbesuche in den Schulen und Comunidades ist es nochmal ganz etwas anderes den Alltag dort mitzuerleben. Außerdem hat sie mir nochmal gehörig viele Vorurteile genommen, die ich hatte, und seien sie nur über die Interessen und Prioritäten der Menschen auf dem Land. Oft hatte ich nämlich auch auf der Arbeit das Gefühl, dass selbst für meine Kollegen aus dem Stadtkern es teils schwierig ist keinen Unterschied zwischen „die vom Land“ und „wir von hier“ zu machen, obwohl viele ihrer Familien selbst aus den ruralen Zonen migriert sind. Natürlich resultiert das auch daraus, dass man Aufklärungs- und Weiterbildungsarbeit leistet und es immer eine Herausforderung ist, dies auf Augenhöhe zu unternehmen – aber ich denke schon allein deshalb ist die Landwoche eine wichtige Aktion, denn wer, wie ich, dort das Gefühl hat Freundschaften zu schließen, geht vielleicht nochmal ganz anders auf die Menschen auf der Arbeit zu.



Foto 6: Unterwegs am nahegelegenen Bach, Krebse suchend.